Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Artikel: Reichsdeutscher und Deutschschweizer
Autor: Hunziker, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750787

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REICHSDEUTSCHER UND DEUTSCHSCHWEIZER

Nach einem längern Aufenthalt im Deutschen Reiche stieg ich, wie schon oft, an der Nordostgrenze unseres Landes in ein Abteil zweiter Klasse. Der Zug war diesmal überfüllt und erst nach hastigem Suchen fand ich in einem der Rauchcoupés den letzten Platz. Bald ging die Fahrt durch die alten, mir wohlbekannten Landschaften, und obschon die Atmosphäre im starkbesetzten Raum wenig Erquickung bot, überkam mich ein stilles Wohlbehagen, das dem Wiedersehn und Wiederfühlen der angestammten Heimaterde entsprang. Diese Stimmung ließ mich denn auch, wohl zum hundertstenmale, dem Schweizertum im In- und Auslande nachträumen. Ich gedachte der vielen, die in jungen Jahren ausschwärmen, denen weltdurstiges Wagen im Blute liegt und ein nüchterner Verstand Einkommen und Vorteile auf weitem Erdenrund zeigt; dann wieder der Greise oder gereiften Männer, die ihr Erworbenes am liebsten auf heimatlicher Erde genießen. Auch wie der Schweizer fern von der Heimat stets Schweizer bleibt, ging mir so durch den Kopf, in der Festigkeit seines Nationalbewusstseins ähnlich dem Engländer, und dass wir darin noch ein Zeichen innerster Volksgesundheit erblicken dürfen.

Als ich den Faden weiterspann, tauchten halbvergessene Reisebilder vor mir auf. Ich sah Großbritanniens starke Gestalten plaudernd am Schiffstisch sitzen, — wie angenehm waren ihr natürliches Benehmen, ihr ruhiges, unaufdringliches Selbstbewusstsein. „Engländer und Gentleman sein genügt — genügt vollkommen", dies lag in ihrem Wesen. Doch freilich auf Schiffen sah man nur die weltbeherrschende Elite; das täuscht!

Wohl eine halbe Stunde lebte ich in den Eindrücken vergangener Jahre, da störte der Schaffner meine Träume. Ich sah um mich.

Rechts von mir saßen vier Männer; der eine putzte die Fingernägel, der zweite stocherte in den Zähnen, der dritte schien die Nase zu beglücken, doch irre ich mich möglicherweise, der vierte las, einen Stumpen schmauchend, in der *Zürcher Zeitung*. — Für-

wahr ein eidgenössisches Idyll! Unwillkürlich empfand ich den leisen Frost, den viele tüchtige Auslandschweizer als den Schauer patriotischer Gänsehaut bezeichnen. Er stellt sich ein, wenn einem die Landskraft anmaßlich und treuherzig in Form des ungeschliffenen Diamanten, als — man verzeihe mir den Ausdruck — Durchschnittsknot entgegentritt,

Da unterbrach der biedere Leser der *Zürcher Zeitung* seine Lektüre; ein Balkantelegramm schien ihn zu beschäftigen; er zog den ihm offenbar fremden Nachbarn ins Vertrauen und bald auch die Mannen gegenüber. Alle sprachen in verschiedenen Dialekten Schweizerdeutsch und man wurde unwillkürlich Mithörer der Unterhaltung.

Ich vermag nicht zu beurteilen, ob die Ansichten der vier Eidgenossen stichhaltig waren oder nicht, doch prägte sich mir ein, wie jeder der einfachen Männer den andern gelten ließ, wie stundenlang ein natürliches Wohlwollen in der Luft lag, wie Meinungen ohne Phrasen vorgebracht wurden, und ohne dass sich jemals einer, wie man es so nennt, in Szene setzte. Zarte Ohren hätten vielleicht das Wort „Chaib“ gestört. Dieser volkshafte Refrain urwüchsiger Schweizerunterhaltung kehrte in immer neuen Betonungsvariationen wieder, bald klangs bewundernd, bald behaglich anerkennend, einmal sogar fast gefühlvoll.

Wohl angeregt durch die vier Plauderer wurde auch mein Nachbar zur Linken gesprächig und richtete an den ihm Gegenübersitzenden eine politische Frage. Beide lasen das *Berliner Tageblatt;* ein Etwas in ihrem Habitus ließ auf höhere Geschäftsbeflissene schließen. Der Frager sprach schriftdeutsch und, nachdem beim Nachbar eine gewisse Schwerhörigkeit überwunden zu sein schien, vernahm ich plötzlich in reinstem Berlinerton die bekannten Worte: „Na, aber hören Sie mal, . . .“ Der Weisheitsborn, der nach dieser Einleitung überquoll und in geräuschvollem Geplätscher herabtroff, konnte mich weiter nicht in Erstaunen setzen, war mir doch zur Genüge bekannt, dass der gewöhnliche Deutsche mit diesem Satze die Absicht andeutet, seine Überlegenheit zu zeigen. Natürlich riss der bescheidenere Frager seine Knochen sofort zusammen und setzte sich ebenfalls in Positur.

Um gerecht zu sein, muss ich sagen, dass das besser gepflegte Äußere und eine gewisse Korrektheit, die an meinen reichs-

deutschen Nachbarn zu Tage traten, angenehm von den sinnfällig schlechten Manieren der vier Schweizer abstachen, welche, meiner Beobachtung nach zu urteilen, der selben Gesellschaftsklasse angehörten. Aber diese Anzeichen äußerer Kultur vermochten mich nicht mit einem Zug ihres Wesens zu versöhnen, der jedem geschulteren Beobachter als bezeichnend für ihre innere Konstitution erscheinen musste. Sie erinnerten an jenes Publikum großer internationaler Kurorte, das für möglichst wenig Geld Erhabenes genießen und mit billigen Mitteln gern selber Erhabenes vorstellen möchte, das in Läden marktet und weder hier noch anderswo fähig ist, Echtes vom Unechten zu unterscheiden.

Wir alle bewundern deutsche Arbeitstüchtigkeit, Disziplin und Ordnung, bewundern, wie der eiserne Willensmechanismus jedes Lebensgebiet regelt; und es liegt mir auch daran, festzustellen, dass ich in folgendem, wo ein wenig schmeichelhafter reichsdeutscher Typus dem bekannten unmanierlichen Deutschschweizerspießer gegenübergestellt wird, nicht jene Auslese jeglichen Standes des deutschen Volkes treffen will, die noch echt germanische Tiefe, Wärme und Eigenart bewahrt hat, sondern die immer zunehmende Talmi- und Verstandeskultur, jüdischen und unjüdischen Gepräges, welche den lebendigen Kern der Nation stärker und stärker bedroht und unserm nördlichen Nachbarlande bereits ihren Stempel aufdrückt. Als ganz gefährliche Entgleisung aber gilt uns jene bei Deutschschweizern so oft zu beobachtende Duldsamkeit, die verflachender Roheit das Wort redet und allen ausländischen Fäulniskeimen im Laufe der Zeit einen günstigen Nährboden bietet.

„Schade, dass viele Schweizer so gern den Knoten markieren," sagte mir einst ein deutscher Offizier. Ich nickte. Bei mir selbst dachte ich tröstlich: was der Schweizer markiert, das ist er gewöhnlich, denn in der Pose waren wir, Gott sei gelobt, bis jetzt noch recht ungeschickt. Aber diesen bescheidenen, wehmütigen Trost behielt ich für mich, ein moderner Reichsdeutscher hätte ihn doch nicht verstanden.

Nein, nicht an der Pose, nur am waschechten, enghorizontigen und unmanierlichen Knotentum krankte bis vor kurzem die deutsche Schweiz; die einseitige Überschätzung aller Technik, Naturwissenschaft und des Kommerziellen gab ihm vielleicht seit Jahren eine besondere Note. Doch im Großen und Ganzen war unser

altgewohnter Deutschschweizerspießer ein respektabler, ehrlicher Kerl. Pfiffig, wenn Not am Mann, doch großer Biederkeit fähig, leistete er dem Staate und Vaterlande in jeglicher Form und Würde vorzügliche Dienste. Leugnen lässt sich ja leider nicht, dass Mangel an äußerm Anstand in sozusagen guter Gesellschaft auf beinah unerlaubte Duldsamkeit rechnen darf. Er berührt um so widerlicher, je weniger wirkliche Originalität die derben Unmanierlichkeiten verbergen. Beigefügt sei hier noch, dass ich unter Knotentum vor allem eine gewisse Begrenztheit des Gefühls- und Gesichtskreises verstehe, die geradezu Staunen erweckt, wenn sie sich, wie es bei uns so oft der Fall, mit unzweifelhafter Berufstüchtigkeit verbindet; ferner jenen Mangel an Verständnis für eine verfeinerte und vertiefte Innenkultur, wie sie — wir dürfen das wohl sagen — zu allen Zeiten in gewissen Kreisen unseres Schweizervolkes heimisch war.

Gerade diese ungehobelte Spezies kommt in Deutschland weniger vor. Dort wirkt im Gegensatz zur Schweiz ein anderer Typus kulturstörend. Es ist der des bald souveränen, bald servilen, mit gut angelerntem Schliff gewandt prunkenden Oberkellners. Wir reden nicht vom echten Oberkellner, den besitzt jedes Schweizerhotel und ihrer sind viele, wir sprechen vom sich gesellschaftsfähig dünkenden Servierfürsten, von seiner Exzellenz, dem geheimen, dem wirklich geheimen Herrn Oberkellner, der dank seiner Geschicklichkeit oder Fachtüchtigkeit zu Würden, Orden und Geld kam und von jedem gewöhnlichen Streber, mit und ohne Uniform, imitiert wird.

Welche Nationalspezies ist nun die schlimmere? „Geschmacksache," wird mancher antworten. „Natürlich der Knot," sagt der Reichsdeutsche.

Ehrlich gesprochen ziehen wir selbst das Knotentum dem Oberkellnerfirnis vor. In jenem verkörpert sich immer noch ein Stück klobiger, beschränkter, aber ehrlicher Wahrhaftigkeit; und Wahrheit im Denken und Fühlen bedeutet für uns, auch wenn der Betreffende in anderer Hinsicht härteste Kritik herausfordert, die Vererbungsmöglichkeit innerster Lebensquellen. Sie bedeutet für uns unverseuchte Kraft, ohne welche ein Volk weder lange bestehen, noch irgend etwas an bleibender Fülle und Größe in Leben und Kunst hervorbringen, geschweige denn zu feinster

persönlicher Kultur gelangen kann. Unwahrhaftigkeit aber, die wie schleichendes Gift unser innerstes geistig-seelisches Leben durchdringt und seine Ausdrucksformen fälscht, ist, wenn sie lange genug geduldet wird, nicht mehr eine leicht ablegbare Untugend, sondern eine schwere Degenerationserscheinung, ein sich weiter vererbender Konstitutionsfehler, der früher oder später zum Verfalle führt.

Angesichts dessen, dass man weit rascher die Fehler des Nachbars annimmt als seine Tugenden, und in Erkenntnis der Tatsache, dass die zahllosen Zuwanderer, die sich dem Schweizertum beimischen, nur zum Teil der Elite angehörten, tun wir am besten, den Kampf gegen die Degenerationskeime mit aller Macht aufzunehmen.

Bis vor nicht langer Zeit bedeutete der Rhein eine Grenze für Gefühlsformen und Lebensanschauungen und trotz der tiefverwurzelten Stammesverwandtschaft empfanden wir uns immer wieder, im Guten und Schlechten, als ein ganz anders geartetes Volk.

Der Ursachen sind viele, hervorgehoben sei hier nur, dass Monarchie und Republik, wie alle Traditionen, Menschen in verschiedener Weise prägen, die Lebensziele verschieden setzen, und dass Staatsformen sogar den Spießer weit mehr beeinflussen als der unpolitische Laie sichs träumen lässt. Jeder kennt den grellen Kontrast zwischen prunklosem Schweizertum und der Vorliebe für große Worte und Gesten, die bei dem vom Kaiserglanz bestrahlten Reichsdeutschen so oft zu Tage tritt. Fürwahr, Deutschlands rascher Aufstieg war bewunderungswürdig, staunenerregend; doch ließe sich über die Schäden, die ein solcher sowohl einem Einzelmenschen wie auch der Kultur einer ganzen Nation zufügt, ein besonderes Kapitel schreiben. Trennend wirkt nach unserer Meinung zwischen uns Nachbarn vor allem die Tatsache, dass unser Deutschschweizertum stark mit republikanischem Welschschweizerblut durchtränkt ist, während jungreichsdeutsche Kultur zunehmend jüdisches Gepräge zeigt, und nicht das des vornehmen Juden.

Wir Schweizer aber müssen es begrüßen, wenn sich bei uns recht oft deutsches und welsches Blut mischen. Dies liegt im beiderseitigen Interesse und vor allem in dem unseres gemein-

samen Vaterlandes; handelt es sich doch meist nur um erneute Auffrischung alter Blutsverwandtschaften und Traditionen, um Stammeseigenschaften, die sich gegenseitig ergänzen. Auch weiß der langjährige Kenner Deutschlands, dass sogar der „Erzzürcher“ und der „Erzgenfer“, wenn wir so sagen dürfen, obwohl sie verschiedene Sprachen reden, innerlich mehr Gemeinsames haben als der Rheinländer und Ostpreuße, der Süd- und Norddeutsche. Zu den wünschenswerten Repräsentanten der Westschweiz möchten wir allerdings nicht jene Genfer rechnen, die, wie man mir erzählt hat, an einem Kurort den ersten August mit dem Orden der Légion d'honneur im Knopfloch feierten. Sie zeigen, beiläufig gesagt, dass sie von Frankreich, in dessen Schrifttum sich neuerdings wieder innerste Lebensquellen regen, nur die faden, ekelerregenden Gebärden und Schwächen zu kopieren wissen.

Doch vom Deutschschweizer wollten wir reden und von seinen Pflichten.

Flachheit, Stumpfsinn, Unmanierlichkeit, Vernageltsein sind gewiss keine erstrebenswerten Eigenschaften, doch wenn man aufs abgelaufene Jahrzehnt zurückblickt, möchte man ausrufen: „Wollte Gott, uns drohte nichts Schlimmeres!“ Es droht aber! Ja, es wird immer drohender, immer entsetzlicher — und heißt: „Massenproduktion des Talmiknoten!“ Ja, des Talmiknoten! Des Talmiknoten, der weit geschliffener, weit gefirnißter, aber auch weit gefälschter und unehrlicher ist als unser traditioneller Schweizerspießer. Wie zahlreich die Spezies schon geworden ist, können wir nicht beurteilen; dass sie sich bei uns einwurzelt, so viel ist sicher. Und dieser Anfang, seien wir uns nur alle klar darüber, ist der Anfang vom Ende, der Beginn innerster Entartung!

Ein großspuriges Protzentum mit viel und manchmal mit wenig Geld, oder nur mit gepumptem, fängt an sich hinaufzugebärden, jongliert an den Grenzen innersten Anstandes, schillert, wenns not tut, in allen Kulturfarben, doch meistens in pseudodeutschen. Wir sprechen von pseudo-deutsch, weil wir noch immer an ein um innere Wahrhaftigkeit und Echtheit ringendes Menschentum jenseits des Rheines glauben. Möchte es im Kampfe nicht ermatten, möchten seine Träger nicht erliegen!

Aber welche wunderbare Hotelierkultur ließe sich bei uns doch ins Leben rufen, wenn wir reichsdeutschen Firnis, jüdische

Geschäftsgewandtheit und internationale Prunkgebärden gut mischen, dies alles aber nachhaltig mit eidgenössischem Knotentum vermengen.

Wie graziös wird der Schweizertango ausfallen, den eine Suppenlöffel- oder Börsenaristokratie nach diesem Muster ums goldene Kalb tanzt. Mit solchen Zukunftsmalereien wollen wir aber nicht die zahlreichen prächtigen Menschen verletzen, die sogar im Dienste der Fremdenindustrie echtes Schweizertum bewahrt haben.

Möge noch recht viel zu retten sein! Echte schweizerische Einfachheit und Vornehmheit, die sich nach der Decke streckt, Schweizerreichtum, der gediegen und geschmackvoll bleibt, und vor allem echte Schweizer, denen es vor Pose, Mache, Gebärde, vor allem innerlich und äußerlich Unechten einfach ekelt!

In den Erinnerungen an ihren Bruder erzählt Schwester Betsy von Konrad Ferdinand Meyer: „So stand er denn zu Gottfried Keller völlig neidlos. Er las alles, was von ihm erschien, mit begierigem Interesse. Er schätzte an ihm besonders ein gewisses inneres Schwergewicht, in dem Meyer eine spezifisch schweizerische Eigenart erkannte. Sicherlich war sie mindestens diesen beiden Zürchern eigen und gemeinsam, so gut als der ehrliche Widerwille und Widerstand allem Seichten und Gefälschten, aller Phrase gegenüber."

Es gab einst in der Schweiz vornehme Originale, denen die Schamhaftigkeit des Innenlebens verbot, Empfindungen auszukramen, und die, wenns mal sein musste, grob und fluchend dran gingen. Sie sind nicht immer bequem, diese Käuze, und wir selbst würden Einklang und Harmonie der Fülle und Form bei weitem vorziehen. Tausendmal wertvoller als jenes redselige, schriftselige Commisvoyageurtum seichter Gefühls-, Schauspieler- und Journalistennaturen sind sie doch. Wir haben schon zu oft nach geräuschvollen Ergüssen deutscher Gemütstiefen die rasche Entspannung im Kleinlichkrämerhaften erlebt, um nicht etwas nüchterner Schweizerschwerfälligkeit, auch da, wo uns mehr Phantasie und Ausdrucksvermögen höchst wünschenswert schiene, das Wort zu reden. Wir möchten diese darum verteidigen, weil unserer Zeit vor allem der Kampf um innere Wahrhaftigkeit, ehrliches Gefühl not tut. Es darf einfach nicht geduldet werden, dass dies

unserem Volke verloren geht. Immer noch besser der Knot als der Talmiknot, am besten aber der mit der Scholle verwachsene Bauer und der Träger einer verfeinerten, vertieften Schweizerkultur.

Nur auf dem Boden innerster Lebenswahrheit kann der in unserem Volke immer wieder aufflammende Funke echten Genies Bleibendes und Großes schaffen, mögen derweilen ob unserer Nüchternheit dutzende poetischer Literaturjuden ihre Berufstätigkeit einstellen müssen. Sie werden wieder Beschäftigung finden und nicht gleich Selbstmord begehen.

Wahrhaftigkeit ist der Genius unseres Volkes, sollte es wenigstens sein und muss es, wo er nicht mehr ist, wieder werden. Einklang nach innen und außen! Tiefe, innerste Wahrheit!

Wenn sie uns verlässt, bedauern wir nur noch unsere Soldaten, die, wenn die Zeit es will, und sie wird es einst wollen, mit ihrem Blute die Landesgrenzen beschützen müssen, um — Gott möge uns davor bewahren — „Talmi" zu verteidigen! Die armen Teufel! Und welche Ehre wäre es für echtes Schweizertum, für echte Schweizerart zu leben, zu kämpfen und zu sterben!

AARAU GERTRUD HUNZIKER

□□□

Psychologisch interessant, weil auf den ersten Blick unbegreiflich, ist die Hinneigung — der Dichter — zur Taktlosigkeit, von welcher wir seit Simonides über Ovid bis Rousseau und in unsern Tagen merkwürdige Beispiele haben. Man sollte meinen, dass der feinsinnigsten, weiblichsten Männerklasse nichts so fern liegen sollte als Taktlosigkeit. Allein ebensosehr wie Gefühlsplumpheit kann Gefühlsraffiniertheit Taktlosigkeit erzeugen, weil Takt die Übereinstimmung einer Äußerung mit dem mittleren temperierten Gefühl des normalen Nebenmenschen bedeutet. Wessen eigenes Gefühl von dieser mittleren Temperatur abweicht, sei es nun nach oben oder nach unten, der wird den jeweiligen Gefühlszustand des Nebenmenschen nicht erraten und sich dem Zufolge unangemessen äußern. Deshalb ist mit Einsamkeit fast immer einige Taktlosigkeit verbunden.

Lachende Wahrheiten C. SPITTELER

□□□